

Einer der ältesten Träume der Menschheit ist bisher nicht in Erfüllung gegangen. Zwar fliegen wir, reisen in den Weltraum und bauen Häuser bis in den Himmel, doch der Tod triumphiert noch immer über den Glauben an die menschliche Allmacht. Die Sehnsucht nach Unsterblichkeit ist eine Triebfeder für Wissenschaft und Forschung, und schon immer beflügelte sie die Phantasie der Dichter. Das babylonische Gilgamesch-Epos, eines der ältesten Werke der Weltliteratur, schildert die rastlose Suche des gleichnamigen Helden nach dem ewigen Leben - und sein Scheitern. Seit dem Sündenfall, von dem das Buch Genesis berichtet, konnte sich niemand aus dem Griff des Sensenmanns befreien – wenn auch Stammvater Adam immerhin 930 Jahre gelebt haben soll.

Das menschliche Dasein ist, so der Philosoph Martin Heidegger, „Sein zum Tode“: Als einziges Lebewesen weiß der Mensch um seine Vergänglichkeit. Er lebt auf sein Ende hin, und sein ganzes Handeln ist gefärbt von dem Gedanken an den Tod. Ein Trugschluß wäre es, ein Leben ohne Tod bloß als Verlängerung der Lebenszeit ins Unendliche zu imaginieren: Denn es wäre von Grund auf anders. Wenn sich Schriftsteller auf das Experimentierfeld der Unsterblichkeit begeben, um zu erkunden, was ewiges Leben im Diesseits bedeuten würde, versuchen sie, das Unvorstellbare in Worte zu fassen.

Der Held von Simone de Beauvoirs 1946 erschienenem Roman „Alle Menschen sind sterblich“ gewinnt auf geheimnisvolle Weise Unsterblichkeit. Raymond Fosca durchstreift sechs Jahrhunderte, er erlebt die Entdeckung der Neuen Welt wie auch die Französische Revolution. Getrieben von dem Wunsch nach Macht, möchte er sich durch seine Taten in den Lauf der Geschichte einschreiben. Doch er sieht, wie mit der Zeit alle Spuren seines Handelns verschwinden, verweht werden. Die Menschen, die er liebt, sterben alle. Die Jahre schleifen seine Sehnsüchte ab. Unter dem gleichgültigen Blick des Unsterblichen schrumpft die Welt zusammen.

Unsterblichkeit bedeutet Stillstand, denn nur der Tod gibt dem Leben Konturen, dem Dasein Bedeutung. Ihm verdankt sich das Glück eines erfüllten Lebens. „Wo nicht Vergänglichkeit ist, nicht Anfang und Ende, Geburt und Tod, da ist keine Zeit, - und Zeitlosigkeit ist das stehende Nichts, so gut und so schlecht wie dieses, das absolut Uninteressante.“ (Thomas Mann, „Lob der Vergänglichkeit“)

Auch die Erzählung „Der Unsterbliche“ (1949) des großen argentinischen Schriftstellers Jorge Luis Borges gipfelt in einem Plädoyer für den Tod: „Der Tod (oder die Anspielung auf ihn) macht die Menschen wertvoll und anrührend. Das Bewegende an ihnen ist ihr gespenstischer Zustand; jede Handlung, die sie ausführen, kann die letzte sein; es gibt kein Gesicht, das nicht zerfließen wird wie das Gesicht in einem Traum. Alles hat bei den Sterblichen den Wert des Unwiederbringlichen und des Gefährdeten. Bei den Unsterblichen dagegen ist jede Handlung (und jeder Gedanke) das Echo von anderen, die ihr in der Vergangenheit ohne ersichtlichen Beginn vorangingen, oder zuverlässige Verheißung anderer, die sie in der Zukunft bis zum Taumel wiederholen werden. Es gibt kein Ding, das nicht gleichsam verloren wäre zwischen unermüdlichen Spiegeln. Nichts kann nur ein einziges Mal geschehen, nichts ist auf kostbare Weise gebrechlich.“

Die Einwohner der geheimen Stadt der Unsterblichen, die Borges' Protagonist nach langer Reise erreicht, sind zu der Einsicht gelangt, daß „alles Tun eitel“ sei. Sie haben beschlossen, „im Denken zu leben, in der reinen Spekulation“. Ihr Wissen um die eigene Unsterblichkeit lähmt sie – weil „innerhalb eines unendlichen Zeitraums jedem Menschen alles widerfährt“.

Der Menschheitstraum vom ewigen Leben entpuppt sich, so die Antwort der Schriftsteller, als Albtraum. Wer nicht sterben darf, ist verflucht wie der Kapitän des Fliegenden Holländers, der bis zum Jüngsten Tag mit seinem Geisterschiff auf den sieben Weltmeeren umherirren muß.

Noch eine andere Schattenseite der Unsterblichkeit hat der portugiesische Literaturnobelpreisträger José Saramago entdeckt: Einer Gesellschaft ohne Tod droht ein ökonomisches und demographisches Debakel. In seinem Roman „Eine Zeit ohne Tod“ (2005) hören die Menschen in einem namenlosen Land plötzlich auf zu sterben. Die Todkranken sind zu ewiger Agonie verurteilt, die Krankenhäuser und Altersheime überfüllt. Die Bestatter fürchten um das Überleben ihrer Branche, die Politiker sind besorgt um das Rentensystem. Wer soll für die vielen Alten bloß aufkommen? Zum Glück hat Frau Tod ein Einsehen und kündigt nach sieben Monaten ihre Rückkehr an.

Unsterblichkeit wäre reizlos, wenn nicht auch die Jugend erhalten bliebe. Wer will schon für alle Zeiten als Greis leben? Der spanische Conquistador Juan Ponce de León suchte auf seiner Expedition nach Florida im Jahr 1513 vergeblich nach dem sagenumwobenen Jungbrunnen. Heute versuchen Wissenschaftler, eine Formel gegen das Altern zu finden. Wieder aber setzen die Dichter einen Kontrapunkt, zeigen die Gefahren dieses so reizvollen wie merkwürdigen Traums, etwas so Flüchtiges wie Jugend und Schönheit festzuhalten.

Der schöne, reiche Dorian Gray, Titelheld von Oscar Wildes Roman „Das Bildnis des Dorian Gray“ (1891), besitzt ein Porträt, das statt seiner altert. „Das gemalte Bild sollte von den Linien des Leidens und des Denkens verrunzelt werden, und er selbst wollte allen zarten Schmelz und alle Anmut seiner Jugend bewahren.“ Das Gesicht auf der Leinwand trägt „die Last seiner Leidenschaften und seiner Sünden“, offenbart ihm erbarmungslos seine Verfehlungen und die Abgründe seiner Seele. Seine Jugend ist eine Lüge, gefährliche Verblendung: „Gerade seine Schönheit hatte ihn zugrunde gerichtet, seine Schönheit und die Jugend, um die er gebetet hatte. Wenn die zwei nicht gewesen wären, wäre sein Leben vielleicht makellos geblieben. Seine Schönheit war ihm nur eine Maske

gewesen, seine Jugend nur ein Blendwerk. Was war Jugend im besten Fall? Eine grüne, unreife Zeit, eine Zeit oberflächlicher Stimmungen und blasser Gedanken.“

Eine perfekt organisierte Wohlstandsgesellschaft, die das Alter abgeschafft hat, beschrieb Aldous Huxley schon 1932 in seinem Roman „Schöne Neue Welt“. Es gibt weder Krankheit noch Leid aber auch keine Liebe, Freiheit, Phantasie, Kunst, Religion und Individualität. Die Einwohner, ihr Leben lang betäubt mit Sex, Konsum und der Droge Soma, sehen noch bei ihrem Tod aus wie 35-Jährige. Denn die Erfahrung körperlichen Verfalls könnte sie verstören, sie aufwiegeln gegen die „Weltregierung“, sie Ausschau halten lassen nach einer Wahrheit, die größer ist als die Versprechen der Freizeitkultur: „Ob bei der Arbeit oder beim Spiel – unsere Kräfte und Gedanken sind mit sechzig dieselben wie mit siebzehn. In der schlechten alten Zeit resignierten die bejahrten Leute, zogen sich von der Welt zurück, warfen sich der Religion in die Arme und vertrieben sich die Zeit mit Lesen und Nachdenken. Stellen Sie sich das vor: mit Nachdenken!“

Wer sein Alter nicht verleugnet, wird mit geistiger Freiheit beschenkt. Deshalb erstaunt es nicht, daß in der düsteren Zukunftsvision, die der Filmklassiker „Flucht ins 23. Jahrhundert“ entwirft, Jugendwahn und Vergnügungskultur unauflöslich miteinander verflochten sind. In einer unterirdischen Stadt, abgeschottet von der Außenwelt, leben die Menschen sorglos in Luxus und Freude. Doch niemand darf älter als 30 Jahre werden. Der unschuldige Wunsch nach ewiger Jugend nimmt gespenstische Züge an, wenn der alternde Körper bekämpft, aus dem Blickfeld verdrängt wird. Der Kampf gegen das Alter ist jedoch nicht mehr als ein Stellvertreterkrieg: Jugend- und Körperkult sollen die Abschaffung des Tods antizipieren. Der Verfall des Körpers gemahnt hingegen an die Vergänglichkeit.

Ewiges Leben im Diesseits erhofft nur, wer hinter der Grenze irdischen Lebens nichts erwartet. Doch die Jenseitshoffnung hat für viele ihre Kraft

verloren. In säkularisiertem Gewand kehrt sie zurück, als Suche nach der Pille der Unsterblichkeit. Ein verzweifelter Wunsch, wenn man die Zeit davonrennen sieht. Eine Wiederauferstehung aus der eigenen DNA erscheint als tröstliche Perspektive. Dabei lebt niemand länger, bloß weil sein Klon lebt. Dennoch setzen in Michel Houellebecqs visionären Roman „Die Möglichkeit einer Insel“ (2005) die letzten Vertreter der Menschheit ihre Hoffnung darauf, in ihren geklonten Nachfahren fortzuleben. Der „moralische Schmerz des Alterns“ ist unerträglich geworden, das Klonen verspricht, „die Jugend und die damit verbundenen Vergnügen für alle Zeiten bewahren zu können“, ein Leben in völliger Freiheit, „verantwortungslos und ständig auf der Suche nach Sinnengenüssen“. Das Vorhaben scheitert, denn die Zukunft läßt sich nicht planen, entzieht sich der Verfügbarkeit des Menschen. Der Mensch wird zwar durch den Neomenschen ersetzt, dieser kennt jedoch keine menschlichen Leidenschaften, kein Glück und keine Lust, kein Lachen, keine Tränen. Er lebt, hochvergeistigt, in völliger Einsamkeit, studiert tagein, tagaus die Lebensberichte seiner Vorgänger und versucht, sich vom „Schmerz des Daseins“ zu läutern.

Hinter der Suche nach Unsterblichkeit und ewiger Jugend verbirgt sich nicht zuletzt die Sehnsucht nach einem Leben in Fülle. Am Nutzen des medizinischen Fortschritts kann kein Zweifel bestehen, und auch die pessimistischen Entwürfe der Schriftsteller warnen vor allem davor, das rechte Maß nicht zu verlieren. Denn Wissenschaft kann keine ewige Glückseligkeit verheißen, sondern nur die Rahmenbedingungen für ein gelungenes Leben verbessern.

Einer, der sich auf die Kunst zu leben verstand, war Goethe. Sein „Faust“ läßt sich nach seiner Wette mit dem Teufel in der Hexenküche verjüngen. Mephistopheles versucht, ihn mit reinem Lebensgenuß an die Welt zu binden, ihn sein unstillbares Verlangen nach Erkenntnis vergessen zu lassen.

Wenn Faust sich jedoch „je auf ein Faulbett“ legt, seinem Wohlbehagen erliegt, hat er verloren. Doch Mephistos Plan geht nicht auf: Anstrengung und Sehnsucht, Freude und Leid geben Fausts Leben Tiefe und Spannung. Erblindet und hochbetagt, stirbt er glücklich im Vorgefühl kommender Taten. Auch der schönste Traum muß einmal vorübergehen, damit er seinen Reiz nicht verliert.